

# Litzmannstädter Zeitung

Einzelpreis 10 Rpt.

TAGESZEITUNG DER NSDAP. MIT DEN AMTLICHEN BEKANNTMACHUNGEN

Wochentlich 2,50 RM (einschließlich 40 Rpt. Trägerlohn), bei Postbezug 2,66 RM einschließlich 36 Rpt. Postgebühr und 14 Rpt. Zeitungsgebühr bzw. die entsprechenden Beförderungskosten bei Postzeitungsgut oder Bahnhofzeitungsvorsand



Nachlieferung von Einzelnummern nur nach Voreinsendung des Betrages einschließlich Porto für Streifband. Verlag Litzmannstadt, Adolf-Hitler-Straße 86. Fernruf 254-20. Schriftleitung: Ulrich-von-Rutten-Straße 35. Fernruf 254-20

77. Jahrgang / Nr. 340

Sonntag, 24. Dezember 1944

## Die Briten sollen den Nordamerikanern helfen

## Weihnachten der Kraft

Von Dr. Kurt Pfeiffer

### Eine Konferenz Eisenhower-Montgomery / Die Weihnachtsüberraschung Churchills

Kl. Stockholm, 24. Dezember. (LZ-Drahtbericht.) In den Londoner Blättern spiegelt sich immer deutlicher der Ernst der Lage, wie sie durch die deutsche Gegenoffensive für die anglo-amerikanische Kriegführung entstanden ist. Man müsse, so heißt es, endlich aufhören, die militärische Kraft Deutschlands zu untergraben. Im einzelnen wird zugegeben, daß die amerikanische Armee Eisenhowers fast ihre gesamte Ausrüstung verloren habe; ihre Wiederbeschaffung bedeute für die überanstrengte nordamerikanische Rüstungsindustrie ein schwieriges Problem. Große Beachtung findet in der Londoner Presse auch die überraschende Konferenz zwischen Eisenhower und Montgomery, die am Freitag im Hauptquartier Eisenhowers stattfand. Äußerungen zu dieser Konferenz liegen nicht vor, es liegt aber auf der Hand, worüber sich Eisenhower und Montgomery unterhalten haben. Die Montgomery-Verständigungen sind durch die deutsche Offensive bisher nicht in Mitleidenschaft gezogen worden; daß Eisenhower jetzt die Eingreifen verlangt, wäre durchaus verständlich. Montgomery erlebt einen späten Triumph über Eisenhower und kann darauf verweisen, daß die Katastrophe der 1. amerikanischen Armee vielleicht vermieden worden wäre, wenn Eisenhower Bradley nicht ein selbständiges Kommando gegeben hätte.



Soldatenwacht vor Deutschlands Grenzen

(Aufn.: LZ.-Archiv)

Churchill hat im übrigen den Briten eine glückliche Weihnachtssensation beschert; auf Downing Street 10 wurde am Freitagabend eine Mitteilung ausgegeben, daß die englische Feldarmee um 250 000 Mann verstärkt werden soll. Die Verstärkungen werden — und das ist die britische Öffentlichkeit die große Überraschung — von der Flotte und der Luftflotte abgegeben werden; ein gewisser Prozentsatz auch aus der Kriegsindustrie geholt werden. Auch die Amerikaner, so heißt es in einem amtlichen britischen Bericht, stehen vor der Notwendigkeit, ihre Feldarmee wesentlich zu verstärken, da sich die bisher mobilisierten Kräfte als unzureichend erwiesen haben. Die Überführung der für die britische Feldarmee benötigten Kräfte der britischen Flotte und Luftflotte schließe den Vorteil in sich, daß die Ausbildung dieser Kräfte zu Infanteristen wesentlich kürzer sei, als die Grundausbildung von ausgehobener Rekruten in den Vereinigten Staaten.

Die britische Öffentlichkeit weiß noch nicht recht, was sie mit dieser Weihnachtsüberraschung anfangen soll. Sie fühlt, daß der Beschluß des Kriegskabinetts die Folge der letzten militärischen Ereignisse ist, deren Ernst von niemanden mehr verkannt wird. Darüber hinaus aber bedeutet die Maßnahme des Kriegskabinetts eine völlige Abkehr von den traditionellen britischen Kriegsmethoden. Der Durchschnittsbrite war bisher felsenfest davon überzeugt, daß Großbritannien den Krieg in der Linie durch den Einsatz seiner Flotte und Luftflotte gewinnen werde. In der Tat, daß die Mannschafsstärke der Flotte und Luftflotte verringert werden sollen, fassungslos gegenüber. Erst allmählich dämmert ihm, daß beide Waffen keine entscheidende Bedeutung mehr haben können, da sonst ihr Abbau wohl undenkbar wäre. In einer in der Downing Street ausgegebenen Erklärung heißt es, eine Verringerung der Mannschafsstärke der Flotte und Luftflotte sei aus dem Grunde vollkommen unangehörig, weil die Überlegenheit beider Waffen über die entsprechenden Waffen des Fein-

des dadurch nicht in Frage gestellt werde. Aber das kann nicht stimmen; denn die englische Presse war in den letzten Tagen voll von Nachrichten über die überraschende Verstärkung der deutschen Kampftätigkeit in der Luft. In den Londoner Sonnabendmorgen-Blättern wird die Churchill'sche Weihnachts-sensation vor allem so gedeutet, daß sie das englische Volk seelisch auf einen langen Krieg vorbereiten soll.

## Rätselraten in England über die Raketenbomben

Berlin, 23. Dezember. Das nervöse Nachrichtenpiel Englands und Amerikas um die V 2 beginnt langsam bestimmte Formen anzunehmen. Der britische Nachrichtendienst beschreibt die V 2 als eine riesige Rakete mit einem Gewicht von 14 bis 15 Tonnen bei einer Länge von neun Meter und einem Durchmesser von über einem Meter. Das Geschöß habe die Form einer ungeladenen Bombe mit vier Leitwerken am Schwanzende. Der Raketenantrieb enthält u. a. eine hochentwickelte Turbine, deren Zweck es ist den Antrieb von der Luft unabhängig zu machen und dadurch die Rakete über die Luftschicht der Erde hinausfliegen zu lassen. Im einzelnen zerbricht man sich über den Vorgang dieses Antriebes noch den Kopf; man weiß nur zu berichten, daß die V 2 mit einer Geschwindigkeit von etwa 5000 Kilometer in der Stunde und einer Reichweite von ungefähr 380 km eine Höhe von 100 Kilometer erreicht. Weder Flak noch Jäger noch Ballonsperren, nicht einmal Störsender können den Flug der V 2 auch im geringsten beeinflussen, geschweige denn sie abwehren.

Die zuständigen deutschen Stellen haben diesen Feststellungen an sich nichts hinzuzufügen. Die deutsche Rüstung führt bereits seit langem in zahlreichen, gegen jede Feindeinwirkung gesicherten Fertigungsstätten eine ansehnliche Produktion dieser Waffe durch. Der Tag, an dem der für das V 2-Feuer verantwortliche Kommandeur dem Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, Albert Speer, den tausendsten Abschuß melden konnte, liegt schon weit zurück. Es sind viele Abschußplätze angelegt worden, so daß das V 2-Feuer auf England unaufhaltsam weitergehen wird. Und es ist Sache Englands, sich mit einem Raketenbeschuß abzufinden, dessen Treffsicherheit und Fertigung es nicht zu stören vermag.

### Eine hohe Ehrung

Berlin, 23. Dezember. Der Führer verlieh auf Vorschlag des Reichsministers für Rüstung und Kriegsproduktion, Albert Speer, das Ritterkreuz des Kriegsverdienstkreuzes mit Schwertern an fünf Wissenschaftler und Techniker, die sich um die Entwicklung, Fertigung und den Einsatz der V 2 einmalige Verdienste erworben haben. Ihre Namen werden zu einem späteren Zeitpunkt der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Im Auftrag des Führers überreichte ihnen Reichsminister Speer am Einsatzort die hohen Auszeichnungen.

Reichsminister Goebbels spricht am Heiligen Abend, dem 24. Dezember, um 21 Uhr zum deutschen Volk.

## Ein britischer „Beobachter“ nach Lublin entsandt

Stockholm, 24. Dezember (Von unsen O. St.-Berichterstattung.) Obgleich die Sowjets den Lubliner Ausschuß polnischer Bolschewisten bisher noch nicht als polnische Regierung ausgerufen haben, mehrten sich doch Anzeichen, daß ein solcher Schritt bevorsteht. Zu diesen Anzeichen gehören vor allem die zahlreichen Versuche der Lubliner Polen, die jetzt soviell vollendete Tatsachen wie förmlich zu schaffen, um die erstrebte Anerkennung schließlich zu einer reinen Form zu machen. Im Zuge des Austausches diplomatischer Vertreter mit England, der im Oktober mit Churchill vereinbart wurde, ist soeben John Holliday als britischer Beobachter nach Lublin entsandt worden. Auch mit der Entsendung ist der Austausch diplomatischer Vertreter verabredet worden.

Bei den letzteren handelt es sich zum Teil um die von den Sowjets besetzten Teile Ostpolens, so daß die Vereinbarungen über Bevölkerungsaustausch in diesem Falle nicht nur auf diplomatischem Gebiet, sondern auch in der Grenzfrage vollendete Tatsachen schaffen.

In diesem Zusammenhang ist besonders zu erwähnen, daß auch die polnische Bevölkerung von Lemberg, dessen Abtretung an die Sowjetunion von den Londoner Polen auf schärfste abgelehnt wird, schon vor einigen Wochen nach dem Lubliner Polen verfrachtet worden ist. Churchill soll gelegentlich seines Moskauer Besuchs dieses sowjetische Vorgehen ausdrücklich gebilligt haben. Die völlige Ohnmacht der Westmächte gegenüber dem unaufhaltsamen Vordringen des Bolschewismus könnte nicht klarer zum Ausdruck gebracht werden, als durch diese bolschewistische Politik der vollendeten Tatsachen. Um diese Politik auch auf außenpolitisches Gebiet auszudehnen, soll der Lubliner Ausschuß gegenwärtig den Abschluß von Nichtangriffsverträgen mit den Benesch-Bolschewisten und mit der rumänischen Erfüllungs-Regierung planen während mit den Tito-Banden und der bulgarischen Erfüllungs-Regierung Handelsverträge abgeschlossen werden sollen.

In den Verträgen, die die Lubliner Polen mit anderen Staaten abgeschlossen haben, sind steigendem Maße als die Regierung des Reichs behandelt worden. Ein solcher Vertrag beispielsweise mit der Sowjetrepublik Litauen über den Austausch von Bevölkerungsaustausch abgeschlossen worden und ähnliche Verträge sind mit der weißrussischen und der ukrainischen Sowjetrepublik unterzeichnet

Die nach vielen Monaten banger Ungewißheit und nach zwei Jahren eines ständigen Zurückgehens der Front sowie einer immer verbissener werdenden Abwehr in knappen Worten vermerkte Meldung des OKW-Berichtes am Anfang dieser Weihnachtswoche, daß die deutschen Truppen aus dem Westwall heraus zu neuem Angriff angetreten seien, hat dem sechsten Kriegswihnachten 1944 das Gepräge gegeben. Wenn je ein Weihnachtsfest in diesem härtesten aller Kriege den Triumph des Lichtes über die Mächte der Finsternis, den Sieg des trotzigen Dennoch über den Tod, das Frohlocken des Lebens über die Erstarrung verkörpert hat, dann dieses, das uns Zeugnis ablegte von Deutschlands ungebrochener Kraft trotz zweier Jahre härtester Prüfungen. Der Tod hielt grausame Ernte in den vergangenen Jahren. Es gibt heute fast keine deutsche Familie mehr, die nicht unter dem brennenden Lichterbaum ihre Gedanken zu einem fernen Soldatengrab wandern ließe, keine Sippe, die nicht den Tod eines Helden betrauert, der sein Höchstes für die Zukunft seines Vaterlandes gab. Aber aus dem Vermächtnis der Gefallenen ist neue Kraft gewachsen, aus dem Erbe der Toten dieses Krieges, der in den Bombennächten der Heimat Gefallenen wie aus dem der vor den Fronten Gebliebenen die Verpflichtung für kommende Generationen, das zu halten, was ihnen der Opfertod der Millionen als heiliges Vermächtnis hinterließ. Alles, was schwach ist in diesen Monaten der Bewährung der Herzen und Seelen, sinkt dahin. Es ist nicht wert, daß es gehalten werde. Was stürzen will, das soll man stoßen, damit es nicht den Aufstieg des Lebenstüchtigen hindere. Wenn je ein Wort Gültigkeit hatte in den Tagen dieser sechsten Kriegswihnacht, dann das, daß das gelobt sei, was hart macht. Die Nation, die man die gemütvollste unter den Völkern dieser Erde nennt, die in den Werken ihrer großen Meister der Kunst immer wieder von der Innigkeit der deutschen Seelen kündigt und die dennoch am Fest des Lichtes und der Liebe, das das deutscheste unter allen deutschen Festen ist, das Schwert noch fester in die Hand nimmt und den Helm noch fester bindet, ist hart genug, um auch die kommenden Prüfungen zu bestehen. Sie hat die Feuerprobe der Läuterung durchgestanden, die die vergangenen Monate und Jahre brachten. Denn eine große Läuterung war die Zeit, die hinter uns liegt. Sie hat uns gelehrt, daß ein Volk, das nur Tage des Sieges erlebt, oberflächlich und leichtsinnig wird, und daß es der Niederlagen und Prüfungen bedarf, um des Lebens als Volk und Staat würdig zu werden. Ginge dieser Krieg nur um die Korrektur der Grenze, dann hätten wir ihn längst ablassen können. Aber er ist die große Revolution des 20. Jahrhunderts, die das Schicksal der kommenden Jahrhunderte entscheiden soll. Er ist die große Läuterung unseres Volkes, dem die große Wende seines Schicksals beschert ward, weil es an die Kraft der deutschen Menschen glaubte und im Selbstbewußtsein dieser Kraft die Krisenzeiten durchstand. Ein Volk, das auf die Vernichtungsläne seiner Feinde im sechsten Kriegsjahr mit der Erhebung der Nation im Volkssturm antwortete, das der Revolte der Maschine und des Materials die Kraft der deutschen Herzen entgegengesetzte, das den Beweis lieferte, daß eine vorzügliche Kampfmoral schließlich auch einen mehrfach an Menschen und Material überlegenen Feind zu überwinden vermag, kann nicht sterben. Für dieses Volk gilt das Wort, das Max von Schenkendorf 1813 sprach: „Ein Morgen muß kommen, ein Morgen hell und klar.“ Dieses Volk schreitet erhobenen Hauptes dem Morgen entgegen, gerade am Fest des Lichts, das über die Mächte der Finsternis triumphiert. Es hat viel Finsternis gegeben über unserm Volk in den vergangenen Monaten. Es ist keiner unter uns, den nicht das harte Gesetz des Krieges gepackt hätte, keiner, der nicht unter der Bosheit der teuflischen Ausrottungsabsichten unserer Gegner die Schwere unseres Kampfes empfunden hätte. Aber die Erfahrungen der letzten zwei Jahre haben doch gezeigt, daß die Zeiten der Finsternis notwendig waren, um den Triumph des Lichts desto vollkommener auskosten zu können. Es war viel Verriäterei in der Welt in dieser vergangenen Zeit. Es gab Niederlagen jeglicher Natur, die keiner in unserem Volke vorausgeahnt hätte. Aber es mußten diese Jahre der Läuterung kommen, damit das Morsche und Falsche ausgetilgt werden, damit die Schlacken aus dem reinen Herdfeuer entfernt, damit die Schmarotzer absondert werden konnten, wie des Winters Eisemacht alles Ungeziefer vernichtet, das für die Auferstehung des Lebens im Frühling nicht taugt. Wer den Sinn des Weihnachtsfestes unserer Altvordern kennt, der weiß, daß sie die Zeit priesen, da die Dunkelheit der Natur versank, da die Tage länger wurden und das Licht zu wachsen begann. Weihnachten, das war für sie wie für uns Vollendung der Sonnenwende, die nach uraltem Naturgesetz wieder die Voraussetzungen dafür schafft, daß der Acker in der Zeit der Saat das Samenkorn aufnehmen und es zu neuer Frucht treiben kann, wachsend aus dem Streben zum



# Blitz bei Nacht / Champagner, Schüsse und Schandtaten

Stimmungsbild aus dem „befreiten“ Frankreich  
Von Gerd Bergmann

## Interview mit Eisenhower



„Hier können wir schlecht über den baldigen Sieg sprechen. Die Deutschen schießen zu stark!“  
Zeichnung: Knabe



Weihnachten beim ostpreussischen Volkssturm

Der Volkssturmmann Karl B. hat gerade seine Wache beendet. Noch hat er seine Waffen nicht abgelegt als sein Blick auf den weihnachtlich geschmückten Tisch fällt, auf dem auch ein Post von zu Hause erwartet (PK-Aufn.: 44-Kriegsbericht Müller, HH., Z.)

Reihen stehen die Automobile vor den Bars und Nachtlokalen, deren Türen jetzt von livrierten Portiers geöffnet werden: Polizeistunde! Wüstes Gröhlen betrunkenen Yankee...

einer nach dem anderen. 41 Automobile zählt der Polizist. „Sollte man sagen, daß kein Benzin da ist, um Kohlen nach Paris zu bringen, damit wir nicht zu frieren brauchen!“ meint der Mann auf der Treppe. Der „Flic“ antwortet nicht. Er denkt an seine beiden kleinen Kinder, die keine Milch bekommen können, während hier französische „Patrioten“ sich bei Sekt und Musik mit den Befreier amüsieren. Er denkt an seinen Schwager, der von de Gaulle mobilisiert wurde und nun in den Vogesen gegen die Deutschen kämpft. Wofür? Damit die Amerikaner hier feiern können und all das Lumpengesindel, das nur vom schwarzen Markt lebt, das die knappen Lebensmittel dem hungernden Volk stiehlt, um sie gegen dreieckige Dollars an die Yankees zu verschachern? Krachend voll sind die Gefängnisse von „Collaborateurs“, die schuldig befunden sind, dafür verantwortlich zu sein, daß es den Franzosen unter der deutschen Besetzung soviel besser ging als heute, nach der „Befreiung“. Die Banditen aber, die von der Not des Volkes zehren, fahren in Autos, trinken Sekt und kollektionieren Dollarpakete. „Mordel!“ sagt der „Flic“ und geht mit schweren Schritten davon. „Bonsoir!“ sagt der Mann mit dem Koffer höflich und schaut dem „Flic“ nach, der ohne zu grüßen an dem langen Amerikaner vorbeistieft. Die Turmuhr von Sacré Coeur schlägt halb drei. In Montmartre ist es ruhig. So ruhig, daß die Pistolenhülsen, die man hin und wieder hört, beunruhigend wirken würden, wenn man das Geknalle nicht schon gewöhnt wäre. Feiner Regen fällt lautlos vom Novemberhimmel und sammelt sich zwischen holprigen Pflastersteinen zu schmutzigen Pfützen. Es ist trostlos... -gf-

## Der Planetenpräsident Roosevelt / Von unserem Lissabonner Sch.-Vertreter

Aus dem grauen Morgendämmern der Geschichte steigt der Mythos vom babylonischen Turm empor, die Sage, wie Menschen in ihrer Vermessenheit und ihrem alle Grenzen übergreifenden Größenwahn einen Turm zu bauen unternahmen, „des Spitze in den Himmel ragte“; wie die Gottheit dieses Werk zerschlug und die Völker in alle Winde verstreute. Uns heutigen Menschen ist die Sage meist in der Form überliefert, die ihr die Bibel gibt, doch ist sie weit älteren Ursprungs, der Widerhall eines Kulturzusammenbruchs, das über Zehntausende von Jahren bis zu uns hinüberklingt.

sich für 16 Jahre im Weißen Haus fest, und schon ist die Frage nicht unberechtigt, ob er vielleicht auch im Jahre 1948 zu kandidieren gedenkt. Roosevelts Kriegsschiffe liegen, in schroffem Gegensatz zur Doktrin Monroes, an den Küsten Neuguineas ebenso wie in den Häfen des Mittelmeeres. Seine Luftverkehrslinien überspannen die Welt, seine Beauftragten kontrollieren die Küsten Westafrikas, machen den Briten das Leben im Mittleren Orient schwer, sie sichern in Indien ein, bereiten sich darauf vor, das holländische Erbe in Insuland anzutreten und die 400 Millionen Chinas zu Arbeitssklaven der Vereinigten Staaten zu machen.

Seit den Tagen des Ersten Weltkrieges, als Roosevelt, der heutige Präsident Nordamerikas, noch im Marinesekretariat saß, baut er an seinem babylonischen Turm. Vier Jahre währte bisher die politische Lebensdauer eines amerikanischen Präsidenten, und wenn es hoch kam, waren es acht. Roosevelt setzte

Es gibt keine Grenze mehr für den nordamerikanischen Imperialismus, mit vorläufiger Ausnahme — so meint man in Washington, — des Machtbereiches der Sowjetunion. Mit diesem schloß Roosevelt in der Sowjetbotschaft vor zwölf Monaten jenen berühmten Vergleich, der die Welt wie ein Tischchen in zwei Teile schnitt. Als Preis für die vorläufige Befriedung der sowjetischen Wünsche und Ansprüche wurde der europäische Kontinent Moskau als Beute zugesprochen und England zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgedrückt.

Gehi's noch höher? Die Spitze der Pyramide fehlt noch. Roosevelts heimlichster, verborgenster Wunsch wurde von dem New Yorker Vertreter der „Daily Mail“, Don Iddon, dieser Tage ausgeplaudert: Roosevelt möchte nicht nur Präsident der Vereinigten Staaten sein, sondern Präsident der Vereinigten Nationen werden, das heißt Präsident des Planeten oder anders ausgedrückt, Kaiser der Welt. Aber hier verflüchtigt sich der Traum; denn Stalin baut an dem gleichen Turm wie Roosevelt. Während Roosevelts Pyramide immer höher in den Himmel ragt, sind unterirdisch Millionen von Wühlmäusen an der Arbeit, um ihre Fundamente zu zernagen, ihren Einsturz heraufzuführen, damit auf den Trümmern dann ein neuer Turm von Babel nach Moskauer Stil gebaut werden kann. Der Grenzen- und Maßlosigkeit der westlichen Prärien entspricht die gleiche Maßlosigkeit der östlichen Steppen.

Vorläufig laufen amerikanische und sowjetische Politik in gleicher Richtung. Moskau und Washington sind sich vor allem in ihrem augenblicklichen Hauptziel einig: Niederrin-

gung Deutschlands und damit Ausschaltung des europäischen Kontinents als eines selbständigen politischen und auch wirtschaftlichen Faktors. Von Moskau aus gesehen, ist Europa nur ein Anhängsel, eine Art Wurmfortsatz Asiens. In Washington hat man sich die gleiche Auffassung zu eigen gemacht. Roosevelt hofft, durch seine Politik die Zustimmung der Sowjetunion zu den imperialistischen Plänen Nordamerikas in Afrika, Südamerika und Ostasien und einen wenigstens zeitweiligen Verzicht auf die Bolschewisierung dieser Länder zu erkaufen. Auf der anderen Seite würde — auch das hat Roosevelt in sein Kalkül einbezogen — der europäische Kontinent, wenn man ihn der Sowjetunion auslieferte, als Fertigwarenkonkurrent der Vereinigten Staaten für alle Zeiten ausgeschaltet werden. Es geht dabei nicht etwa nur um die deutsche Industrie, sondern auch um die aller übrigen europäischen Staaten.

Der amerikanische Außenhandel bedarf eines riesigen Aufschwunges, wenn eine schwere Krise bei der Umstellung der Kriegsproduktion auf die Friedensfertigung vermieden und wenigstens annähernd eine Vollbeschäftigung der amerikanischen Massen gesichert werden soll. Wallstreet hofft auf große Lieferungen an die Sowjetunion und auf die Erschließung der „bisher nur angekratzten“ Märkte in Afrika, im Mittleren Orient, auf die Öffnung Indiens und vor allem auf die Bedürfnisse der 400-Millionen-Masse Chinas. Dafür wird Europa preisgegeben, Europa war zwar Abnehmer amerikanischer Fertigwaren und guter Kunde, gleichzeitig aber auch ein Konkurrent, und zwar Konkurrent gerade dort, wo Amerika nach dem Kriege das Geschäft allein zu machen hofft. „Amerika steht vor der riesigsten Prosperitätswelle seiner Geschichte“, erklärt der Klüngel um Roosevelt, und phantasiervolle Leute wie der bisherige Vizepräsident Wallace gaukeln der Öffentlichkeit immer wieder ein buntes Bild all der grenzenlosen Möglichkeiten vor, die dem amerikanischen Geschäftsmann in allen Erdteilen offenstehen würden, wenn es gelingt, Deutschland und Japan niederzuwerfen und das britische Empire zu einer bloßen Art von Anbau an den babylonischen Turm amerikanischer Zukunft zu machen.

Europa stellte barbarischer Maßlosigkeit schon in seiner Geburtsstunde, während der Perserkriege, in jener griechischen „Sophrosyne“, das heißt dem weisen Maßhalten, eine unüberwindliche Mauer entgegen. Der nationalsozialistische deutsche Soldat verteidigt heute an allen Fronten das Eigenrecht der Völker gegen einen volks- und kontinentfeindlichen Imperialismus, seinen und den europäischen Lebensraum gegen den Raubgriff der Mächte Babylons, die in Moskau und Washington eine unheimliche Wiedergeburt erleben. Aber auch Roosevelt könnte es eines Tages so gehen wie jener Frau Isebill in dem Grimmschen Märchen, die erst König, dann Kaiser, dann Papst, schließlich Lieber Gott werden wollte und sich über Nacht wieder in ihrer alten elenden Fischerhütte fand...



Weihnachtsfeier zwischen zwei Feuerbefehlen

Im engstem Raum in einer Zugmaschine klingen die alten Weihnachtslieder in die dunkle Nacht (PK-Aufn.: Kriegsber. Bilschke, TO-EP., Z.)

## Vogt von Uppenmoor

Roman aus dem Dreißigjährigen Krieg  
von Willy Harms.

...ist mein Handwerk gewesen, aber nun nicht mehr. Wie kommt es, daß auch dem Kriegsrock, trägt, sogar den Rock des Slavenhundes?“  
„Warum fragst du?“  
„Weil meine Faust nach dem Schwerte, wenn ich die Farbe sehe.“  
„Dann will ich's dir sagen. Mein Bauernrad ist durch Feuer versengt.“  
„Das Slavenkoller hat auch Löcher.“  
„Diese Forke, die ich in der Hand habe, durchgehengen.“  
„Wo hast —“  
„Geweht habe ich mich. Eine Forke ist mir als ein Degen.“  
„Der Reiter richtete sich auf, schlug mit der Speitsche nach seinem Stiefelschaft. Größere riefen er geworden zu sein.“  
„Wie heißt du, Mann?“  
„Ich bin der Bauer Achim Suhrbier. Was das soll?“ Behalten will ich ihn, dein Namen. Du flennst nicht und versteckst nicht, wenn es hart auf hart geht, bist nicht der weiß, daß eine Faust auch zum schlagen gut ist. Sind noch mehr Leute deiner Art im Dorf?“

„Ja!“ Wie ein Schuß knatterte das Ja. „Viele sind gestern nicht übrig geblieben. Um sie zu zählen, brauchst du nicht mehr als die Finger deiner Hände.“  
„Das würde — am Ende genügen.“  
„Wozu?“  
„Zum Leben, Achim-Suhrbier! Du hörst noch von mir. Aber erst begrabt eure Toten.“

Der Kriegsmann gab dem Grauschimmel die Sporen und preschte davon, fiel jedoch bald bald wieder in Schritt. Manchmal glaubte er ein Flüstern zu hören. Oder war es ein unterdrücktes Schluchzen? Schritte huschten, Steine bröckelten. Leben, scheues verängstigt Leben war noch in den Ruinen, aber die Dorfstraße war tot.

Bei einer Scheune, die etwas abseits lag und darum wohl verschont geblieben war, hielt er an. Zwar war das Strohdach zerzaust, eine Lehntafel der Vorderwand war herausgefallen, aber das Gebäude bot wenigstens ein notdürftiges Unterkommen. Lange schien es nicht benutzt zu sein, denn rund herum wuchs dichtes Gras. Das konnte der Gaul abweiden. Der Reiter stieg ab und pflochte das Tier an. Dann ging er, die Hand an der Pistolentasche, nach der Rückseite der Scheune; Vorsicht war in den unsicheren Zeitläuften am Platz.

Vor der türlosen Diele verhielt er jäh den Schritt. Der Blick fing einen weißhaarigen Alten ein, der einen Strick um einen Haken im Wandpfosten legte. Nun prüfte er mit zitternden Händen den Strick auf seine Haltbarkeit,

schürzte am anderen Ende eine Schlinge und machte Miene, sie sich um das Genick zu legen.

„Dazu ist wohl noch immer Zeit genug, Mann“, sagte der Reiter und trat mit seinen schweren Stiefeln auf die Diele.

Wie vom Blitz getroffen sackte der Mann im Leinenkittel in die Knie, und als er den Kriegsmann gewahrte, hob er entsetzt die Hände mit dem Strick und greinte: „Erbarmen! Tu mir nichts! Ich will — ich habe —“

Blankes Entsetzen schüttelte den Alten. Ach, er war gar nicht so alt, fünfzig vielleicht erst. Nur das Haar war chneeweiß und stieß in langen Strähnen im Nacken auf den zerfetzten Kragen des Leinenkittels.

Kopfschüttelnd blickte der Reitersmann auf den vor ihm Knienden, der noch immer betelnd die Arme hob.

„Schonen soll ich dich, Alter —?“  
„Steck' die Pistole weg! Ich kann sie nicht sehen!“

„Meinst du, daß das Sterben durch den Strick leichter ist?“  
Blöde starrte der Weißhaarige ihn an.

„Ich verspreche dir, daß der Tod auf der Stelle eintritt, wenn ich die Pistole an deiner Schläfe abdrücke. Soll ich? Die Sache ist einfacher. Dann brauchst du nicht am Strick zu zappeln.“

„Gnade! Nein, nicht die kalte Pistole —“ Die Worte wurden zu einem Wimmern. Wie ein Haufen Unglück hockte der Lebensmüde an der Lehmwand, von der aller Putz abge-

fallen war, wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Die Hände tappten ins Leere.

„Steh auf, Mann! Du hast d'ch dreckig gemacht, ich will dich aklopfen. Kommst du dir nicht reichlich lächerlich vor in deiner Angst, daß dir etwas geschehen könnte? Wenn ich nicht gekommen wäre, hätte der Strick dir den Adamsapfel schon eingedrückt, und alles wäre vorüber. Und nun tust du, als wäre der Tod das Allerschlimmste in der Welt. Begreifst du das?“

Ein Kopfschütteln. Der Alte rappelte sich an der Wand hoch, kriegte aber nicht den Blick von der Lehmdiele frei. Allmählich verlor sich das Stoßen der Lunge.

„Wie heißt du, teperer Krieger?“

„Jochen Abel.“

„Du wohnst hier in Rittershagen?“

Ein trostloses Nicken. „Flickschuster bin ich —“

„Und warum wolltest du eben ein Ende machen?“

„Hab' kein Dach mehr über'm Kopf. Die Slaven kommen wieder, glaube ich. Und darum —“

„— und darum wolltest du ihnen die Arbeit erleichtern. Eine tapferere Seele bist du.“

Gleichgültig ließ Jochen Abel den Vorwurf über sich ergehen. Er war kein Kriegsmann und wollte keiner werden.

„Komm, setz' dich zu mir auf den Balken. Erzähle mir, wie du es angestellt hast, der Mordbande zu entgehen. Lohnt sich bei dir die Arbeit nicht?“

(Fortsetzung folgt)

# Ein Sohn kehrt heim zum dreihundert Jahre alten Hof / Von August Hinrichs

Traurig sah die alte Bäuerin ihrem Manne nach, als er jetzt, da es bald dunkel werden wollte, noch mit dem Schlitten davonfuhr. Daß er sie auch heute, am heiligen Abend, allein ließ, tat ihr weh, aber sie verstand ihn, ohne zu fragen. Seit im Herbst die Nachricht gekommen war, daß ihr einziger Sohn und Erbe irgendwo im weiten Osten begraben lag und nie zurückkommen würde, ging der Bauer oft seine eigenen Wege. Dreihundert Jahre lang war der Hof in seiner Familie gewesen, immer vom Vater auf den Sohn vererbt — jetzt würde er nach seinem Tode in andere Hände kommen. Darüber war er fast wunderlich geworden, so daß er oft mitten in der Arbeit alles stehen und liegen ließ und davon lief, in den Wald hinaus oder auch wohl ins Wirtshaus, sie wußte es nicht. Am schlimmsten weh tat es, daß der Junge im Frühjahr, nach seinem letzten Urlaub, in Unfrieden davon gefahren war. Wenn sie auch nie davon sprachen — darüber kamen sie nicht hinweg. Er hatte an der Front in dem bösen und kalten Winter wohl viel Schweres erlebt, da war ihm das Leben daheim wie neugeschenkt vorgekommen, so froh und glücklich hatte er die Tage genossen. Sie waren keine Zärtlichkeiten gewohnt, aber einmal hatte er sie in einer plötzlichen Aufwallung umfaßt und gesagt: „Ach Mutter, du weißt ja gar nicht, wie schön das Leben doch ist!“ Es war nicht nur die Heimat, die ihn so glücklich machte — sie hatten ein Mädchen im Haus, eine Tagelöhnerstochter vom Nachbardorf, ein stilles, bescheidenes Ding, noch in der ersten Jugendblüte. Ach Gott, sie hatte es ja gemerkt, wie er ihr heimlich nachging, wie ihre Blicke aneinander hingen, wie sie sich suchten und fanden. Es war keine, die sonst hinter den Männern herlief, da hatte die Mutter ihm die kleine Freude gönnt, das bißchen verstoßene Zärtlichkeit nach all dem Schrecklichen draußen. Mochte er in diesen kurzen Tagen wenigstens seine Jugend genießen, er hatte genug entbehren müssen. Aber es war keine harmlose Tändelei, wie sie geglaubt hatte, es war dem Jungen heiliger Ernst gewesen, als er in der letzten Woche das Mädchen seine Braut nannte und die Eltern um ihre Einwilligung bat. „Bei allem guten Willen — nein, das ging nicht! Auf der Stelle hatte das Mädchen seine Sachen packen und abziehen müssen, es hatte sich auch ohne Widerrede gefügt, aber der Junge war allen Vorstellungen seines Vaters und allen Bitten seiner Mutter gegenüber taub geblieben und mit Groll im Herzen an die Front zurückgefahren. Er hatte wohl denselben harten Kopf wie sein Vater. Nun mußte sie sich ihr Leben lang plagen mit dem Gedanken, hatte sie unrecht getan oder nicht? War es denn wirklich so undenkbar, das Mädchen einmal als Bäuerin auf dem Hof zu sehen, nur weil sie nichts mitbrachte, als was sie auf dem Leibe trug? Je mehr sie darüber grübelte, desto mehr schwand ihr Alter, ererbter Bauernstolz dahin. Es war so schwer, daß der Junge ohne ein gutes Wort fortgehen mußte, und daß ihn jetzt keines mehr erreichte. Indessen glitt der Schlitten draußen in der Dämmerung lautlos über den tiefen Schnee, nur die Glöckchen an der Kruppe des Geschirrs klingelten durch die Stille. Der alte Bauer saß vornübergebeugt da, die Ellbogen auf die Knie gestützt, die Zügel lose in der Hand, und ließ den Fuchs traben, wie er wollte. Es war ihm gleich, wohin er kam, nur fort von seinem leeren Haus! Er hatte heute wie jedes Jahr an diesem Tage eine junge Tanne aus dem Busch geholt, aber als er sie auf der Diele zu-rechthieb, hatte er sie plötzlich beiseite geworfen und war davon gelaufen. Wozu einen Baum, und wozu Lichter? Der, für den sie sonst gebrannt hatten, kam nicht wieder. Und sie waren im Streit auseinander gegangen — er hatte nicht nachgeben wollen, seinem eigenen Vater nicht. Der Krieg hatte wohl viele Menschen hart getroffen, nicht nur ihn. Und vieles hatte er gewandelt, man kam nicht immer mit, mit den neuen Gedanken. Auch den Jungen hatte er gewandelt — nie vorher hatte er seinem Vater widersprochen, und dann war er plötzlich anders gewesen, kein Sohn mehr, ein erwachsener Mann, der einfach über sich selbst bestimmen wollte. Über sich und seine Zukunft, und damit auch über den Hof. Aber der Hof — der hatte sein eigenes Recht und seine eigenen Gesetze, und die verlangten — —

Er ruckte plötzlich an den Zügeln, daß der Fuchs stehen blieb. Was verlangte der Hof denn? Eigentlich nur eine tüchtige Bäuerin und später einen Erben. Geld war genug da — hätte er dem Jungen vielleicht doch seinen Willen lassen sollen? Er seufzte — man dachte heute über vieles anders als früher. Aber nun war nichts mehr zu ändern und

nichts mehr gut zu machen, selbst wenn man es wollte — es war zu spät. Der Junge hatte nichts wieder von der Sache geschrieben. Ob er wohl immer noch an dem Mädchen gehangen hatte? Vielleicht hatte sie Briefe aus seinen letzten Tagen, die mehr sagten, als die kurzen Zeilen nach Haus — vielleicht auch hatte er inzwischen sein Unrecht eingesehen?

Er griff jäh nach den Zügeln. Der Fuchs der vor Kälte schnob, setzte sich rasch in Trab und wunderte sich, als der Bauer ihn von der Straße ab auf einen schmalen Feldweg zwang, der tief von Schnee überweht war. Hier kam er nur mühsam vorwärts und wollte in Schritt fallen, aber der Bauer war plötzlich hellwach geworden und trieb ihn zur Eile an. Vielleicht war es eine Dummheit, die er jetzt machte. Er hatte sich nie wieder um das Mädchen gekümmert, nie war auch nur ihr Name wieder genannt worden. Er wußte nicht einmal, ob sie in Dienst oder zu Hause war, es war ihm nur plötzlich in den Sinn gekommen, sie einmal aufzusuchen. Es war nur eine kleine Kathe, abseits von den großen Höfen des Dorfes, in der ihre Eltern wohnten. Als er die niedrige Diele betrat, stand der alte Tagelöhner vor ihm und sah ihn feindselig an. Eine Weile schwiegen beide, dann sagte der Alte bitter: „So — kommst du doch einmal her?“ „Ist sie zu Haus?“ fragte der Bauer. „Ja — aber sie ist nicht allein“, grollte der andere und öffnete eine Tür. Der Bauer blieb verwundert stehen, ein kleines Weihnachtsbäumchen stand auf der Kommode, eine alte Frau, die gerade die Lichter anzünden wollte, sah erstaunt zu ihm her, aber das war es nicht, was seinen Schritt stocken ließ. Aus dem Rüschenstuhl neben dem Bäumchen erhob sich das Mädchen — nein, eine junge Frau mit einem Säugling an der Brust, die jetzt hastig ihr Kleid schloß, das Kind an sich drückte und den Eintretenden mit einem Ausdruck ängstlicher Abwehr ansah, während ihr langsam die Röte ins Gesicht stieg. Dem Bauern verschlug es die Sprache, es dauerte lange, bis er alles begriff, was er sah. Man merkte, wie es in ihm arbeitete, endlich fragte er stockend: „Ist es — von ihm?“ Da hatte die junge Mutter ihre Angst überwinden und sagte abweisend: „Ja — von ihm. Aber ich geb es nicht her!“ „Von ihm —“ flüsterte der Bauer wie in großer Verwunde-



Weihnachten im Graben (44-PK-Zeichn.: 44-Kriegsber. Kraus, Hf.)

nen: „Es soll genau so heißen wie er!“ „Ist es ein Junge?“ fragte er, und eine seltsame Freude füllte sein Herz: „Ja, ein Jungel! Aber er gehört mir — mir ganz allein!“ Der Bauer nickte ernst: „Dir — und ihm! Das ist wahr. Und ein wenig wohl auch uns allen — meint ihr nicht auch?“ Er wandte sich an ihren Vater und hielt ihm die Hand hin, der nahm sie nach kurzem Zögern und meinte: „Es war ganz gut, wenn ihr ein wenig mit dafür sorgen wolltet.“ „Ach ja, das war's“, seufzte die alte Frau, und ihr versorgtes Gesicht hellte sich auf. „Ich hab wohl viel nachzuholen“, sagte er und wandte sich an die junge Mutter, die ihr Kind nicht aus den Armen ließ, „aber vielleicht ist es ja noch nicht zu spät, ein Unrecht wieder gut zu machen.“ Sie verstand ihn nicht und hob unwillig den Kopf: „Es war kein Unrecht dabei, daß wir uns lieb hatten!“ „Nein“, sagte er, „bei euch nicht — aber bei uns!“ „Wie meint ihr das?“ fragte sie unsicher. Sie mußte sich setzen und nahm das

# Licht wächst in der Winternacht / Jörg ging in den Wald / Wilfried

qf. Seltsam schien es dem Jörg, daß alles nun einschlief und auch am Weiher das Röhricht nicht mehr rauschte. Eben noch hatten kalt und glitzernd über ihm die Sterne gestanden, und die Bäume rundum hatten leise geseufzt und viel ge-flüstert im zagen Wind. War soviel an Zeit vergangen, seit er sich hier niedergelassen, einsam ganz und und nur noch von einem Wunsch erfüllt, auf irgend eine lautlose Weise aus dieser Welt zu gehen, so daß niemand ihm nachzuforschen vermöchte, und so er es nur behutsam genug anfangen würde, auch keiner das große Klappen der Tür vernehmen möchte, wenn sie nun, da er durch sie hindurchschritt, in ein anderes Reich, hinter ihm zufallen würde.

Die Mutter freilich würde wohl weinen. — suchen, klagten, aber dann seinen Brief auch finden, den er zuunterst in die Truhe geschoben, darinnen seine guten Sachen lagen, das schwarze Sonntagsgewand mit den silbernen Talerknöpfen, die festen Halbschuhe und die weißen Strümpfe und der breite dunkle Hut, der ihm so gut ins Gesicht gestanden hatte. ... Jörg lächelte trübe. O Eitelkeit, o Lust der Welt am Schein! Was nur drang sie auch hier noch in ihn ein? Er lehnte sich fester an den Kiefernstamm, zu dessen Füßen er sich niedergelassen. Ja, das waren schlimme Jahre gewesen, der Tod der Frau, und die Seuche dann im Stall, der beiden Kinder plötzliches Sterben, der Mißwachs drei lange

schwere Jahre hindurch, — und die langsame Abkehr der Burschen und Mädchen von ihm, dem doch wohl böse Gezeichneten. Nein, sie stießen ihn nicht zurück und sie sagten kein hartes Wort, — sie wandten sich nur ab von ihm, leise, still, aber ganz beharrlich und nichts blieb ihm; als eine völlige Leere rund um sich her. O diese stillen Ställe, in denen, früher das Vieh laut muhte und schrie, o diese leeren Stuben und Kammern, in denen einst so hell das Lachen klang! O diese stummen Wege zum Ackerrain, auf denen keine Lerche mehr sang im Frühschneisein.

Jörg nahm ein wenig Moos zur Hand und bröckelte es ganz langsam in viele kleine Stücke. Sie rannen ihm, je kleiner sie wurden, je rascher aus der Hand und fielen wieder zu Boden; nichts blieb ihm zwischen den Fingern.

Es wurde kalt, der feuchte Dunst des warm verregneten Tages schlug sich nieder auf seinem Gewand, stand aus allen Wiesen und Gründen wie Atem der Erde auf.

„Schnee müßte liegen“, dachte Jörg, „so warmes Wetter zu Weihnacht ist nicht gut für die Saat.“ Weihnacht, — er schüttelte leise das Haupt. Nein, nicht noch dies, — dies Fest im einsamen Haus, nicht Glanz, noch Lichter, Tannenduft, ... Er sah zum Weiher hinüber. Noch immer stand das Röhricht still und gab nicht einen Laut. „Unglück nach Glück, ist es zu tragen!“ Ihm war, als wär's ein alter Vers, der ihm da durch den Sinn ging, — vielleicht, daß er ihn irgendwann auf dem Kalenderblatt gelesen, unter den Sonnenaufgängen und Mondgestalten, den Wetteransagen und Tageszeichen. Leer war er nun, so leer und müde. Ach, so matt. Und hatte doch alles getan, was wohl in seiner Macht stand. Er hatte gepflügt und gesät und mit Schweiß den Boden gedüngt, Jahr um Jahr. Keine Stunde war er müßig gewesen, und oft wenn der letzte Knecht schon schlief, war er noch durch die Ställe gegangen, das warme Leben der Tiere gut zu hüten. Lang vor Tag war er aufgestanden zu hartem Werk und konnte ihm keiner sagen, daß er sein Erbe veritan und unwert gewesen sei der Väter. Nein, auch jetzt war alles noch von ihm getan, was einem Manne aufgetragen wird vom Acker: ein Jörg Vermunt ließ nichts hinter sich, das andere erst in seine Ordnung bringen mußten. Er sah die Felder vor sich — grade lief auf ihnen Furche neben Furche und kein Unkraut stand auf ihnen an. Dicht wuchs die Winter-saat, mit kräftigen Trieben; notwendig war's gewesen, sie noch zu walzen, daß sie nicht hochschöß in diesem allzu warmen Jahresendwetter. — und auch das noch hatte er am heiligen Tage getan. Aufgeräumt waren Pflug und Egge, Sensenzug und Spaten, rein gefegt die Ställe und die Tenne. Nichts war vergessen, keine Schuld blieb nach. — Jörg zögerte. Blicke keine?

„Keine“, sagte er; doch schon war's ihm, als wäre eine doch in ihm, eine, die größer war als alles, was er da eben an ordentlichem Tun sich vorgeführt. Ja, ihm schien, als wäre gegen sie alles ein Nichts, was er in all den Jahren und noch bis auf den letzten Tag und diese Stunde getan, ganz sinnlos war und weniger wog als ein Spinnwebfaden im hohen Sommerdunst. Hatte er etwas übersehen? War etwas da, auf das er nicht gemerkt hatte, all die Zeit? War das seine Schuld? Und weil er's nicht bemerkt und nicht nach ihm gehandelt, war deshalb alles immer mehr über ihn gekommen, bis er nun hier saß, unterm Kiefernstamm.

Er sah die Stunde wieder vor sich, da die Nacht, in jener Stunde, als sich alles grad ab-dann und die Hoferben ihm gebären sollte, — dann mit einem war nur noch ein Schrei, und nichts mehr, — nur Ode noch, und Stille, und das große Nichtverstehen. Ja, da hatte es begonnen und jeder neue Schicksalsschlag hatte ihn nur immer gemacht, matter, stiller und glaubensloser, ja, das war es! Jörg riß es von seinem Sitz ab. Er stand und starrte. Noch immer regte sich Laut im Rohr.

Schweiß näßte sein Gesicht. Oder war es die der Nacht? „Sinnlos kann nicht gedeihen“, er. Und sein Leben war sinnlos geworden. Er sah in die Nacht, ihm war, als wäre sie heller geworden, ihn froh. „Es wird schneien“, dachte er nun. „Arbeiten allein hilft nicht“, dachte er wieder. Pflicht, — er atmete schwer — war Pflicht nicht als nur den Acker bastellen, das Vieh versorgen, den Alltag tun? Ja, das er nicht mehr getan war seine Schuld.

Zögernd ging er ein paar Schritte voran. Aus dem Schatten des Baumes trat, spürte er, es schon begann zu schneien. Sachst noch un-sam, aber schwer und aus niederm Himmel, setzte sich inmitten ins nasse Gras und ließ den Schnee auf seine Hände fallen, die er auf die Knie gelegt, auf sein Gesicht, das er den dicken Wolken entgegenhielt. „Wie eine Pflanze bin ich“, dachte er, „wie das Winterkorn auf dem Feld, und es schien ihm gut, so zu sein wie die Pflanze, die Nacht vom kalten, dichten Weiß.“

„Bald ist's zu Ende“, dachte er. Zwei Schritte erst, — ganz jung noch, ohne Frucht und ohne Erbsen, wie der Herbstwind ihn umbrachte. Er war er aufschloß aus dem Samen und durch den Winter stieß, er duckte sich, als plötzlich schneien, in schmerzhaft die Walze über ihn ging und in den Boden warf, daß aller Drang, zu wachsen, Schnee erlosch, er ward verschüttet vom nassen Schnee und starb dahin in der Kälte der Nacht.

Aber dann war ihm, als schmolze etwas fort, als sähe er ein Licht, und das Licht ward größer und wärmer und kräftiger, und er reckte sich auf — und tief in ihm begann etwas zu leben, was wie eine Ahnung reifer Frucht...

Jörg, als er die Augen aufschlug, wußte nicht, was er sah, ob er geschlafen, noch wie lange diese geschiedeneheit gedauert hatte.

Er sah durch den fallenden Schnee ganz deutlich ein Licht, und als er aufstand und darauf zu-traten wurden die Lichter mehr und mehr, und dann es ein Baum, der über und über erstrahlte im Glanz vieler Kerzen. „Der Glaube“, dachte er, „der Glaube“ und konnte sich nicht sattsehen an all der Helligkeit.

„Das Wunder“, dachte er, „die Wende“, „Wiederaufstehn“. Ich bin wie die Saat — er sah sich um. Er stand am Rande des Waldes, das Rohr rauschte vernünftig, der Himmel war klar, der Sterne, die groß und feierlich im dunklen Wald wiederschienen.

Eines Hertschlags Dauer stand Jörg am Waldesrand still. Dann wandte er sich um und ging den Wald zurück, und als er nahe schon seinem Hofe war, hörte er Kinder singen und Mütter des großen Heilmnis sagen von der ewigen Wiederkehr der Welt, des, denen, die da glauben.

Und daß ihrer der Sieg sei.

# Wie berühmte Deutsche Weihnachten feierten

gl. Weihnachten, das Fest der Liebe, das überall deutsche Menschen unter dem Tannenbaum vereint, wurde auch von den großen Dichtern, Denkern und Komponisten, die aus deutschen Wurzeln ihre Kraft zogen, gefeiert. Schon Goethe erzählt in „Werthers Leiden“ von Lotte, wie sie vor Weihnachten das Spielzeug der Kinder in Ordnung bringt, das am heiligen Abend ihren kleinen Geschwistern beschert werden soll und Werther freut sich auf den Augenblick, wenn „eine unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslöchern, Zuckerwerk und Äpfeln sie in paradiesische Entzückung setzt.“ In späteren Jahren schnürte Frau Rat Goethe in Frankfurt regelmäßig ein Weihnachtspaket für „Goethes in Weimar“ und ihr großer Sohn schickte am Weihnachtsabend 1781 von dem Weihnachtskuchen, den er von seiner Mutter erhalten hatte, auch „ein gut Stück an Frau von Stein“ mit einer reichen Spende von Frankfurter Marzipan und den kurzen knappen Zeilen: „Erst wird bei der Herzogin besohrt, dann komme ich zu Dir!“ Es war ein doppeltes Fest, das Goethe an diesem Tage bei Frau von Stein feierte, denn sie hatte am Weihnachtsabend auch ihren Geburtstag.

Schiller freute sich stets auf das Weihnachtsfest und er liebte die duftende Tanne aus ganzem Herzen. Im Jahre 1789 schreibt er an seine Verlobte Charlotte von Lengefeld: „Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar. Ihr werdet mit hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer auf-richten...“

Von Not und Sorgen bedrückt war Hebbels Kindheit. Um so mehr freute sich der Dichter, als er 1861 bei Elise Lenzing ein frohes Weih-

nachtsfest verlebte. „Die Weihnachtstage habe ich wieder bei ihr schön verbracht“, schreibt er, und schildert dann zugleich die Geschenke, die sie selbst für ihn anfertigte, um den Brief zu schließen: „Und was mich tief in meine Kinderzeit zurückversetzte, nicht weil ich es damals hatte, sondern weil es mir damals fehlte — Nüsse, Kuchen und Apfel...“

Im Jahre 1858 wohnte Herr von Bismarck als preussischer Gesandter in Frankfurt a. M. Einige Wochen vor Weihnachten schreibt er: „Ge-liebteste Malle, Du hast richtig vorausgesehen in deinem Briefe an Johanna, daß Deine Güte noch für eine Weihnachtskommission in Anspruch genommen würde. Ich möchte Johanna ein Armband schenken, die Gattung, die mir vorschwebt ist breit, platt, panzerartig, biegsam, aus schachbrett-artig zusammengefügt kleinen, viereckigen Goldstücken bestehend, ohne Juwelen, reines Gold, so schwer, wie es für zweihundert Taler zu haben ist. Ist dieser Brief nicht charakteristisch für das klare Wollen des späteren Reichkanzlers, für seine bescheidene Art und seinen redigierten Geschmack: „Ohne Juwelen, reines Gold...“

Cosima Wagner, die Tochter Liszts und Gattin Richard Wagners, feierte an Weihnachten zugleich ihren Geburtstag und der Komponist gab diesem Doppelfest gerne eine besondere Weihe. Seiner Frau zu Ehren erklangen zweimal an Weihnachten erstmals eigene Kompositionen in seinem Hause. So spielte die „Meininger Hofkapelle in Wahnfried“ zu Bayreuth des „Parsival-Vorspiel“ und ein anderes Mal hörte man unter Hans Richters Leitung das „Siegfried-Idyll“ im Landhaus zu Triebchen. Begeisteter Zuhörer war damals Friedrich Nietzsche. Robert Möninger



